

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Aus dem Kinderleben

Strackerjan, Ludwig

Oldenburg, 1851

Landesbibliothek Oldenburg

Shelf Mark: SPR VIII 385

[Vorwort]

[urn:nbn:de:gbv:45:1-902442](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-902442)

Die Eigenthümlichkeiten unserer Heimat in Sprache und Sitten gehen einem sicheren Untergange entgegen. Es ist verlorene Mühe zu streiten, ob dies wünschenswerth ist, ob wir nicht vielmehr unser trauliches Plattdeutsch, unsere gemüthlichen Gebräuche beibehalten und vor dem Andränge der Alles gleich machenden Zeit schützen sollen — eine höhere Macht als die unsrige hat bereits darüber entschieden.

Die plattdeutsche Sprache verliert mit jedem Tage mehr Boden. Wer auch nur eine kurze Reihe von Jahren von Oldenburg entfernt gewesen ist, wird die bedeutendste Veränderung in dieser Beziehung bemerken. Der Kaufmann, der wohlhabendere Handwerker, in dessen Hause vor wenigen Jahren nur plattdeutsche Laute gehört wurden, spricht jetzt hochdeutsch, und wenn etwa die Aeltern noch am Alten hangen sollten, begünstigen sicher Tochter und Sohn das Neue. Die Unterhaltung an öffentlichen Orten wird immer mehr hochdeutsch geführt, die Umgangssprache der Kinder in den meisten Schulen ist hochdeutsch, und schon wächst mancher Oldenburger auf, ohne das sonst unentbehrliche Plattdeutsch auch nur recht verstehen zu lernen. Freilich in ein paar Jahren verschwindet keine

Sprache, und grade die plattdeutsche wird von der Zähigkeit des Landvolks noch lange festgehalten werden, aber ihr Untergang ist gewiß und wird bei der engeren Verbindung unseres Ländchens mit dem übrigen Deutschland, bei der wachsenden politischen Regsamkeit seiner Bewohner und der zunehmenden Verbreitung der Zeitungen und Zeitschriften rasch genug herbeigeführt werden.

Nicht anders steht es mit unsern alten Sitten und Gebräuchen. Wer daran noch zweifelt, vergleiche eine Bauernhochzeit von früher mit einer aus jehiger Zeit, vergleiche die Fastnachtsfeier von früher mit der jehigen, erinnere sich der schelmischen Neckereien, der lustigen Schwänke, zu denen der Pfingstmorgen früher Gelegenheit gab. Hier fiel dem Mädchen, wenn es die Hausthür öffnete, ein wacker aufgeputzter Strohmann in die Arme; dort fand sich der zu lange schlafende Knecht, wenn er gähmend erwachte, mit Strohblumen und Brennnesseln bekränzt; hier hatte man die Handwerkschilde vertauscht und der Bäcker war zum Barbier, der Barbier zum Schuster geworden; dort hatte Einer seinem Nachbarn die Schubkarre vor die Dachluke, die Gartenbank an den Schornstein gehängt. Jetzt sieht man kaum noch eine einsame Strohpuppe, Merger statt Lachen erregend, von Thür zu Thür die Straße entlang wandern, um unter irgend einem Kaffeekessel ein schmähliches Ende zu finden.

Oder scheinen ihm diese Sitten so roh, diese Späße so verb, daß ihre Rohheit und Verbheit die Schuld ihres Verschwindens tragen, so erinnere er sich des andern schöneren Brauches der Pfingsttage, der heiteren Frühlingsfeier. Frisch duftende Birkenzweige schmückten jedes Haus; Thüren und Fenster und alle Räume waren mit jungem Grün aufgepußt, sei es daß einzelne Zweige zierlich symmetrisch an den Vorsprüngen hingen oder dichtbelaubte Büsche die steinernen Mauern ganz bedeckten und in Baumhallen umwandelten. Auch der Städter wollte das Erwachen der Natur begrüßen. Wie selten dagegen sieht man jetzt ein Haus, das sein Bewohner mit einigen Zweigen spärlich behängt hat, ein schwaches Erinnerungszeichen der früheren grünen Pracht. Die meisten sind gleichgültig geworden auch gegen die poetische Sitte oder finden sie gar lächerlich, kleinstädtisch, altmodig.

Bei diesem unzweifelhaften Verschwinden unserer provinziellen Besonderheiten kann es nicht ohne Werth sein, wenn dasjenige, was an solchen Eigenthümlichkeiten noch vorhanden ist, aufgezeichnet und wenigstens für die Erinnerung erhalten wird, und aus diesem Gedanken ist vorliegendes Büchlein hervorgegangen. Es beschäftigt sich zwar nur mit einem einzelnen Kreise unseres Volkslebens und erschöpft auch diesen nicht einmal, allein aus dem einzelnen Gebiete des Kinder-

lebens bietet es manchen angesammelten Stoff, aus welchem vielleicht ein Anderer, der ein umfassendes Bild des gesammten hiesigen Volkslebens zu entwerfen Lust und Fähigkeit hat, zu einigen Pinselstrichen die Farben entnehmen kann. Und in der bewegten Zeit, die seit dem Frühling des Jahres 1848 angebrochen ist, macht das Verschwinden sehr rasche Fortschritte, während an das Sammeln wohl nur Wenige denken.

Daneben aber verfolgt das Büchlein mehr unmittelbar praktische Zwecke. Einmal wird es vielleicht mancher Mutter willkommen sein, die aus ihm ihrem Kinde das eine oder andere Spiel lehren, diesen oder jenen Reim vorsagen kann. Denn dahin wenigstens haben sich durch alte Ueberlieferung und langen Gebrauch die mitgetheilten Spiele und Lieder bewährt, daß sie dem Kindersinn zusagen. Sodann aber wird es hoffentlich allen denen willkommen sein, die wie sein Verfasser eine fröhliche Kindheit durchlebt, Feld und Wald durchschwärmt, auf Plätzen und Straßen sich getummelt und gebalgt haben. Ihnen soll es eine Erinnerung sein an die wilden Spiele, an die neckischen Scherze, an die träumerische Naturbetrachtung der Kinderjahre; ihnen will es, wenn auch kein festes ganzes Bild, doch einzelne helle Punkte ihrer ersten Jugend in das Gedächtniß zurückrufen. Und endlich — das Heftchen enthält Poesie. Aber wohl-

verstandenen Poesie von Kindern und für Kinder, die also auch nicht nach dem Maaßstabe unseres Geschmacks und unserer Bildung gemessen werden darf: wer sie genießen will, muß es verstehen, sich in die Anschauung eines Kindes zurückzuversetzen, von dem Standpunkte eines Kindes aus die Dinge zu betrachten. Ein Kind dichtet anders wie ein Mann.

Ein Lied, ein Reim mit vollständigen nach den Regeln der Logik geordneten Gedanken entspricht dem poetischen Sinne des Kindes nicht. Noch weit mehr wie in seiner Naturpoesie das Volk überhaupt liebt es die einzelnen Lieder zu zerreißen und wieder aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen bunt zusammenzusetzen. Die Sprünge von einem Gegenstande zum andern, die Lücken zwischen den einzelnen Gedanken, die uns jedesmal stutzen machen, sind für seine lebhaftere Phantasie nicht vorhanden. Die neuen Wörter (wenn man sie so nennen darf), die der Kindermund täglich schafft und die uns bedeutungslos und albern klingen, machen dem Kinde Freude schon um ihres Klanges willen und erwecken in ihm Empfindungen und Anschauungen so gut wie in dem Erwachsenen eine wohlgesetzte Rede. Dem Kinde ist Nichts bedeutungslos und albern; seine beweglichere und durch keine Erfahrung gehemmte Einbildungskraft vereinigt das Unvereinbarlichste, erklärt das Unerklärlichste, verklärt das

Alltäglichsste. Das Kind vernimmt keinen Ton, der ihm unverständlich bliebe, keinen Schall, dem es nicht seine Bedeutung abzugewinnen wüßte. Die Trommel, die am Abend den Soldaten in sein Quartier ruft, spricht dem Kinderohre von der Macht des Fürsten:

Dat Land, dat Land, dat Land, dat Land,
Dat Land dat höhrt dem Herzog to.

Die hellere wechselfollere Trompete klingt:

Die Franzosen haben das Geld gestohlen,
Die Deutschen wollen es wiederholen.

Die Glocke des Dampsschiffs, wenn sie zum Mitfahren einladet:

Währ mit will, mut kamen,
und wenn es zurückfehrt:

't Dampschip kumt, 't Dampschip kumt.

Der Kufuk, wenn er im Frühling seinen Namen in die Welt hinausstreit, ist dem Kinde ein Orakel, das es nur zu fragen braucht:

Kufuk fan Häwen,
Wo lang schall ick läwen?

um die Zahl seiner noch übrigen Lebensjahre zu erfahren.

Man hat Versuche gemacht, statt der (für uns) sinnlosen Lieder den Kindern geordnetere, verständlichere zu geben, man hat den ihnen lieb gewordenen Melodien neue Texte untergelegt — umsonst; waren die Lieder ihrem Geschmacke angemessen, so nahmen sie

dieselben an, setzten Theile von den neuen und Theile von den alten zusammen und sangen sie lustig fort, und das Durcheinander war am Ende ärger als zuvor.

Wenn man in den Liedern und der Sprache der Kinder hie und da einen Ausdruck findet, der gar zu natürlich oder meinetwegen unanständig ist, so muß man nur bedenken, daß das Kind der Natur viel näher steht, als der Erwachsene, welcher durch Erziehung und Verhältnisse in ein conventionelles Leben eingeführt wird, das ihn alle Dinge mit den Augen der Gesellschaft betrachten lehrt, wo das Kind unbefangener die Dinge ansieht, wie sie sich ihm darstellen. Dem Kinde ist der Satz *naturalia non sunt turpia* (natürliche Dinge sind nicht häßlich), noch eine Wahrheit. Wenn es anfängt sich solcher Dinge zu schämen, hat es aufgehört ein reines Kind zu sein, es hat schon den Einfluß der Gesellschaft, der Sitte gespürt, es hat von dem Baume der Erkenntniß genossen. Wenn wirkliche Gemeinheiten sich leider auch in die Kinderwelt eingeschlichen haben, so wird man sie in dieser Sammlung nicht finden.

Die Kinderlieder werden natürlich gesungen. Indessen dürfen wir uns bei dem Worte singen nicht zu hohe Vorstellungen machen; das vielcitirte Sprichwort: *Frisia non cantat* (Friesland singt nicht) hat, so alt und bestritten es ist, wenig von seiner Bedeutung verloren. Zwar läßt sich nicht leug-

nen, daß hier im Lande Neigung und Fähigkeit zu singen wie im Allgemeinen, so bei den Kindern bedeutende Fortschritte gemacht haben, wir können die Kinder auf den Straßen selbst zwei- und dreistimmig singen hören, allein alle diese Lieder werden ihnen von Außen, durch die Schule und auf andern Wegen zugeführt. Fragen wir nach dem Gesange, der Musik, die den Kindern ursprünglich und selbstständig angehört, die aus ihnen herausgewachsen sind, so bleibt jener Satz in alter Kraft bestehen. Es fehlt den Kindern allerdings weder an Vocal- noch Instrumentalmusik, aber die eine wie die andere sind so äußerst einfach, daß man sie kaum mit dem Namen Musik zu beehren wagt. Die Instrumentalmusik scheint den einzigen Zweck des Lärmmachens zu haben; der Gesang kennt fast nur eine einzige Melodie im Zweivierteltact, die in der Wiederholung eines einzigen Satzes besteht, verändert nur hie und da nach dem Rhythmus des Textes durch Auflösung einer Viertelnote in Achtel- und Sechszehntelnoten und umgekehrt. Nach dieser Melodie singen sie ihr: „Ik wul maal na den Garen gahn“ und ihr „Ssa=ssa=Pipen“, ihr „Heili Krist du gode Blood“ und „Bufo fan Halberstadt.“

Nur äußerst wenige Lieder z. B. „Hüßebüßeh, dat eerste Jahr twee“ haben eigene Melodieen, aber auch bei diesen sind Tact und Tonfolge sehr einfach.